

Als eine grundlegende Schwierigkeit erwies sich die *thematische Ausrichtung*. Mit der Festlegung auf das Thema „Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation“ glaubte man, sich thematisch beschränkt zu haben. Tatsächlich aber – und das war bereits der der ersten Sitzungsperiode vorliegenden Vorlage anzumerken (vgl. HK, Oktober 1985, 448–449) – holte man über sechs der sieben Teilabschnitte des Dokumentes (Sakramenten- und Gemeindekatechese, Religionsunterricht, Jugendarbeit, Ehe und Familie, Liturgie und Verkündigung, Nächstenliebe und Gerechtigkeit als Glaubenszeugnis) eine Themenfülle in die Synode hinein, die man hatte vermeiden wollen. Da fehlten nicht die *klassischen Streitfragen* (die aus dem Amt geschiedenen Priester, die konfessionsverschiedenen Ehen, die wiederverheiratet Geschiedenen, die Zulassung der Frau zum Diakonat, die sogenannten „viri probati“, die Frage der Gewährung eucharistischer Gastfreundschaft gegenüber evangelischen Christen sowie die Möglichkeit der Teilnahme von Katholiken am Abendmahl evangelischer Christen, die Beteiligung von Laien an der Verkündigung). Es ging um das Verhältnis von Mystik und Politik (im Zusammenhang mit der Jugendarbeit), um einen *verstärkten Kontakt zwischen den Gemeinden und den Religionslehrern* und die Schaffung einer neuen Kultur des Sonntags, um die Option für die Armen als einer grundlegenden Orientierung für die Kirche, um eine verstärkte Erwachsenen Katechese als Voraussetzung für eine aktive Teilnahme der Glaubenden am Gemeindeleben.

In Empfehlungen sprach sich die Synode dafür aus, daß Arbeitnehmer angesichts gegenwärtiger *Massenarbeitslosigkeit* freiwillig auf Arbeit und Einkommen verzichten sollten. Die kirchlichen Einrichtungen, Gruppen und Gemeinden wurden aufgefordert, in ihrem Bemühen um Eingliederung und Beheimatung von Asylberechtigten fortzufahren. Die Deutsche Bischofskonferenz wurde gebeten, ihr Hirtenwort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ von 1983 auf die veränderte

Situation hin fortzuschreiben. Man lege Wert darauf, daß die *Königsteiner Erklärung* im Zusammenhang mit der Frage nach der verantworteten Elternschaft und der Familienplanung ausdrücklich als Grundlage für die Gewissensbildung bekräftigt wird. *Ökumenische Gottesdienste* wollte man nicht gänzlich vom Sonntagvormittag verbannt sehen. Bischof Mosers Vorschlag, die letzten Wochen vor einem Hochfest frei zu halten von Bußgottesdiensten, wurde abgeschwächt in die Empfehlung, verstärkt Gelegenheit zum Empfang des Bußsakramentes zu schaffen ... kaum ein Teilbereich des kirchlichen Lebens blieb unberücksichtigt.

Zu wenig Distanz zum kirchlichen Betrieb?

Das Großthema der Synode wurde so jedoch mehr und mehr zu einer recht allgemeinen und inhaltlich wenig gefüllten Überschrift. Welcher Bereich des kirchlichen Lebens hat schon nicht mit der Weitergabe des Glaubens an die kommende Generation zu tun? Bis auf einige Hinweise im Teil 1, einer theologischen Grundlegung für das Gesamtpapier, fehlen weitgehend Hinweise für eine vertiefte Auseinandersetzung um das Synodenthema im eigentlichen Sinn. Es werden eine Fülle von Anregungen gemacht, Verbesserungen angestoßen, Veränderungen ins Auge gefaßt. Trotzdem entsteht nicht der Eindruck, man habe sich mit der Heraus-

forderung der Weitergabe des Glaubens wirklich auch befaßt. Die Synodalen gaben sich viel Mühe, über das *Wie* der Weitergabe des Glaubens nachzudenken, ohne sich zu fragen, ob das *Was* dieses Glaubens fraglos vorauszusetzen ist. Dies könnte daran gelegen haben, daß doch recht innerkirchlich an diese Fragen herangegangen wurde und zu wenig mit Distanz zum kirchlichen Betrieb.

Greifbarstes Ergebnis der Synodenarbeit wird jedenfalls ein umfangreiches Dokument sein, dessen endgültige Fassung Bischof Moser an Pfingsten veröffentlichen will. Was es bewirken wird für das Leben der Ortskirche, dürfte nicht zuletzt von der *Bereitschaft der Seelsorger, Katechetten und Religionslehrer* abhängen, sich mit ihm auseinanderzusetzen und es in die Gruppen und Gemeinden hineinzutragen. Bei allen Vorbehalten gegenüber solchen Dialogunternehmungen, die jeweils in einen Wust von Papier einmünden, mit so etwas muß von vornherein rechnen, wer mit der Beteiligung größerer Teile des Kirchenvolkes an der kirchlichen Willensbildung ernst machen will. Die seit dem Konzil verwirklichte Rätestruktur hat ein synodales Bewußtsein unter den Gläubigen bis heute nicht zu schaffen vermocht. Auch der Würzburger Gemeinsamen Synode ist dies nicht gelungen. Vielleicht kommt man dem näher, wenn erst einmal mehr Diözesen dem Rottenburger Vorbild nachgefolgt sind. Wer als erster etwas zu tun wagt, setzt sich notgedrungen mancherlei Kritik aus. K. N.

Führungskräfte: Was sagen ihnen Religion und Ethos?

Die Frage, wie christlicher Glaube und moderne Welt sich zueinander verhalten und ob das eine mit dem anderen überhaupt vereinbar sei, ist so alt wie die Neuzeit. Sie stellt sich in verschärfter Form für die technische Zivilisation, in der die Gesetze des Marktes und der Zwang zu Erfolg und Effizienz weithin die Existenz des Menschen bestimmen. Wie religi-

öse und ethische Orientierungen sich unter diesen Bedingungen wandeln, zeigt eine vom von Katholiken getragenen Münchner „Arbeitskreis für Führungskräfte in der Wirtschaft“ in Auftrag gegebene Studie über „Ethos und Religion bei Führungskräften“. Einige Ergebnisse der Untersuchung, die im Sommer als Buch veröffentlicht werden soll, präsentierten die

drei Autoren der Studie – die Professoren *Franz-Xaver Kaufmann* (Bielefeld), *Walter Kerber SJ* (München) und *Paul M. Zulehner* (Wien) am 14. Februar in München.

Hoher Anteil an Konfessionslosen

Deutlich wurde dabei vor allem, daß religiöse Sinngehalte nur eine untergeordnete Rolle bei der ethischen Orientierung von Führungskräften spielen.

In erster Linie fühlten die Befragten sich ihrer Familie verantwortlich, danach dem eigenen Gewissen und an dritter Stelle sich selbst. Gott steht in der Rangfolge der Verantwortlichkeiten erst an fünfter (mittlerer) Stelle. Entsprechend sehen die allermeisten, 85 Prozent, im Gewissen auch diejenige Instanz, die sie befähigt, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Die Orientierung an den Lehren der Kirche, das Gebet und die Bibel werden dabei zuletzt genannt. Überwiegend abgelehnt bzw. mit Vorbehalten gesehen wird *von daher* auch eine Leitfunktion der Kirche in Fragen der Moral. Viele Führungskräfte sind, wie der Sozialethiker *Walter Kerber* erläuterte, der Ansicht, auch ohne Glauben und Kirche leben und moralisch handeln zu können. Gleichzeitig aber, so der Pastoraltheologe *Paul M. Zulehner*, erleben religiös orientierte Führungskräfte Konfliktsituationen, die sich aus dem Anspruch der Religion einerseits und den Anforderungen des Berufs andererseits ergeben.

Für die Untersuchung befragte das *GETAS-Institut* („Gesellschaft für angewandte Sozialpsychologie“) in Bremen 530 Führungskräfte aus Wirtschaft und Verwaltung – zehn Prozent von ihnen waren Frauen – in den Großräumen München und Nürnberg-Erlangen. Den standardisierten Interviews, die im Sommer 1984 stattfanden, gingen sogenannte Tiefeninterviews mit 42 Führungskräften aus Wirtschaft, Verwaltung und Kirchen in den gleichen Untersuchungsräumen voraus, anhand derer dann die

Fragebögen erarbeitet wurden. Von den Befragten haben 51 Prozent ein Hochschulstudium absolviert; 26 Prozent arbeiten in Betrieben mit mehr als 1000 Mitarbeitern, 14 Prozent sind Alleininhaber, 11 Prozent Mitinhaber und 13 Prozent Direktoren eines Betriebs.

Weit über dem Bevölkerungsdurchschnitt liegt in dieser Berufsgruppe der Anteil der Konfessionslosen mit 23 Prozent (auf München bezogen sogar 29 Prozent). Die Anzahl der Ehen, in denen ein Partner konfessionslos ist, reicht mit 17 Prozent beinahe an die Anzahl der konfessionsverschiedenen Ehen (20 Prozent) heran, und in neun Prozent der Fälle gehört keiner der beiden Partner einer Konfession an. Von den Konfessionslosen waren 14 Prozent noch nie Mitglied einer Religionsgemeinschaft, 31 Prozent waren früher katholisch, 47 Prozent evangelisch. Etwa 40 Prozent der katholischen und 30 Prozent der evangelischen Führungskräfte weisen nach den Worten des Soziologen *Franz-Xaver Kaufmann* ein enges und stabiles Verhältnis zu ihren Kirchen auf, während etwa ein Fünftel aller Katholiken und mehr als ein Drittel aller Protestanten als ihrer Kirche entfremdet gelten müssen. Jeder dritte Befragte in beiden Konfessionen steht in einem positiven, aber doch distanzierteren Verhältnis zu seiner Kirche.

An pragmatischen Handlungsmustern orientiert

Zwischen der religiösen Ansprechbarkeit und der Häufigkeit der Teilnahme am Gottesdienst stellte Kaufmann einen unmittelbaren Zusammenhang fest, ebenso zwischen der subjektiven Kirchenbindung und der des Partners. Bei der *Bibellektüre* ist dieser Zusammenhang weniger deutlich: Fast ein Drittel der „religiös kaum Ansprechbaren“ gaben an, im Laufe des letzten Jahres in der Bibel gelesen zu haben. Kirchenbindung wie auch religiöse Ansprechbarkeit sind nach Kaufmann in der Altersgruppe der 50–65jährigen am stärk-

sten ausgeprägt und gehen bei den unter 50jährigen „kontinuierlich und drastisch“ zurück. Zu berücksichtigen ist dabei allerdings, daß die Altersgruppe der 25–35jährigen in dieser Untersuchung nur schwach repräsentiert ist.

Wenn der *Stellenwert der Religion* geringer wird, woran orientiert man sich dann bei der Bildung ethischer Maßstäbe? Offensichtlich an eher pragmatisch-vordergründigen Maximen, die Kaufmann unter dem Stichwort „Opportunismus“ zusammenfaßte. Die Anzeichen für eine solche opportunistische Orientierung sind seiner Erkenntnis nach insgesamt zwar nicht gravierend, nehmen aber in den jüngeren Jahrgängen deutlich zu. Vor allem jüngere, in der Wirtschaft tätige Personen mit mittlerem Bildungsabschluß neigen zu einem opportunistischen Verhalten, das mit dem *Rückzug aus gesellschaftlicher Verantwortung* einhergeht. Mit wachsendem Opportunismus schwindet die Bereitschaft zum sozialen Engagement; auch leben die betreffenden Personen häufig allein oder in nichtehelichen Verbindungen, haben keine oder nur wenige Kinder, übernehmen kaum Ehrenämter und spenden seltener für gemeinnützige Zwecke.

Das Ausmaß sozialer Verantwortung erscheint Kaufmann am stärksten vom Vorhandensein kirchlich-religiöser Orientierungen einerseits und vom Fehlen opportunistischer Haltungen andererseits abhängig. Die Einstellungsunterschiede zwischen den Generationen, die in dieser Untersuchung zutage treten, sieht er weniger in der Altersdifferenz als vielmehr in langfristigen Einstellungsveränderungen, also einem Tendenzwandel begründet. *Jüngere Führungskräfte*, so lautet Kaufmanns Schlußfolgerung, sind in ihren ethischen Orientierungen „flexibler und tendenziell opportunistischer, kirchlich weniger gebunden und auch in ihren religiösen Orientierungen weniger ausgeprägt“.

Er hätte sich vorgestellt, daß Führungskräfte sich in Gewissensentscheidungen von ihrer Kirche allein gelassen fühlen, erklärte *Walter Ker-*

ber, und habe überrascht zur Kenntnis nehmen müssen, daß hier gar kein Bedarf bestehe, ja, eine kirchliche Autorität in Moralfragen abgelehnt werde. Daraus nun auf eine generell kirchenfeindliche Haltung zu schließen, hält er jedoch für falsch; er sieht im Gegenteil „jede Menge Hinweise“ für eine positive Einstellung von Führungskräften zu Religion und Kirche, die freilich der Ambivalenz nicht entbehrt. So wollen die Befragten dem Christentum, das sie als die für unsere Kultur charakteristische Form der Religion bejahen, dennoch keine Sonderstellung gegenüber anderen Religionen zubilligen.

Religion ein Wert nur für andere?

Als ein „merkwürdiges Phänomen“ empfindet Kerber es auch, daß die Wertschätzung, die man Religion und Kirche entgegenbringt, vornehmlich deren *Bedeutung für andere* gilt (nach dem Motto „Religion muß sein, die Menschen brauchen das“), während die Betroffenen selbst meinen, auf solche religiösen Hilfen eigentlich nicht angewiesen zu sein. Er interpretiert diesen Befund dahingehend, daß das Ethos von Führungskräften sich in einem Zustand des Übergangs befindet, in dem der Einfluß einer christlichen Erziehung noch nachwirkt, für die Entscheidungen der Gegenwart aber nicht mehr recht ernst genommen wird.

Nach der freiheitlichen Demokratie und den Menschenrechten steht für die Führungskräfte die Erhaltungswürdigkeit der Natur an dritter Stelle unter allgemein als verbindlich anerkannten „Grundwerten“. Auf die Frage, was ihnen in ihrem Leben wichtig sei, gaben sie Zielen aus dem *privaten Bereich* Vorrang vor dem beruflichen Erfolg – was, so vermutet Kerber, womöglich mehr einem Wunschdenken als der Wirklichkeit entspricht. Kerber zufolge lassen sich aus der Untersuchung insgesamt keine voll gesicherten Schlüsse darüber ableiten, wieweit Führungskräfte in der Lage sind, eigene christliche Grundsätze nicht nur im persönlichen

Umgang, sondern auch mit längerfristigen Auswirkungen auf das Wirtschaftsgeschehen durchzusetzen.

Daß es hierbei zu Konflikten kommen kann, machten die Ausführungen von *Paul Michael Zulehner* deutlich, der anhand der Untersuchung dem „Schicksal der Religion im Kontext des Berufs“ nachging. Er unterschied fünf Verhaltensmuster, Konfliktstrategien gleichsam, mit denen Personen auf Widersprüche in diesem Bereich reagieren: den Rückzug aus einem der beiden Konfliktfelder (meistens der Religion), die Umdeutung der Religion, bei der ihre „konfliktproduktiven Anteile“ ausgeschieden werden, die säuberliche Trennung der Bereiche, die zunehmend mehr Menschen zu gelingen scheine, die resignative Weise des Leidens an der Unvereinbarkeit der beiden Bereiche und schließlich den Kampf gegen religionsfeindliche wirtschaftliche Strukturen (für letzteren Typus liefert die Untersuchung nur ein Beispiel).

Die Religion, so folgerte Zulehner daraus, befindet sich angesichts der „Übermächtigkeit“ *des wirtschaftlich-beruflichen Lebensfeldes* in einer parado-

xen Lage: Obgleich als Religionsfreiheit sozial verbrieft, könne die *Religion* in zentralen Bereichen der Gesellschaft faktisch nicht gelebt werden. Wo aber Christen es schwer hätten, sei es auch mit der Menschlichkeit schlecht bestellt. Zulehner rief daher zur Solidarität und kreativen „Widerständigkeit“ von Christen auf, um den „harten“ Regionen der Wirtschaft ein Mehr an Menschlichkeit abzurufen.

Gerade auf dem Gebiet der *Wirtschaftsethik* sei man von einem Grundkonsens weit entfernt, stellte auch Kerber fest. Für ihn besteht das Dilemma darin, daß die Kirchen sich einerseits aus der wichtigsten Aufgabe der Bewußtseins- und Gewissensbildung nicht verabschieden dürfen, andererseits jedoch die von ihnen entwickelte Wirtschaftsethik für eine zuverlässige Orientierung einfach unzureichend sei. Einen Weg zur Überwindung der Kluft zwischen christlicher Tradition und moderner Lebens- und Arbeitswelt sieht er, ähnlich wie Zulehner, im Zusammenschluß und in der gegenseitigen Hilfe von Christen, die an der Basis in dieser Spannung stehen. H. M. R.

EKD-Statistik: Stabilität mit Erosionserscheinungen

Es wäre kurzschlüssig, würde man sich beim Urteil über die gegenwärtige Situation und die Zukunftsaussichten der evangelischen Kirche in der Bundesrepublik nur auf die Statistiken der EKD stützen. Interessante Beobachtungen lassen sich an dem spröden Zahlenmaterial aber allemal machen. Das gilt auch für die unlängst vorgelegte Statistik über das kirchliche Leben in den 17 Gliedkirchen der EKD im Jahr 1984 (Statistische Beilage Nr. 78 zum Amtsblatt der EKD, Heft 2 vom 15. 2. 1986). In dem Bericht werden nicht nur die in den 10 668 Kirchengemeinden erhobenen Zahlen der Taufen, Konfirmationen, kirchlichen Trauungen und Bestattungen, Gottesdienste, Gottesdienstbesucher, Kirchenaustritte und

-eintritte für 1984 aufgelistet, sondern es wird auch Vergleichsmaterial aus früheren Jahren herangezogen.

Das kirchliche Leben im EKD-Durchschnitt

Besonders eindeutig ist der zahlenmäßige Befund auch für 1984 wieder bei den *Konfirmationen* und *kirchlichen Bestattungen*: 1984 wurden wie auch in den Jahren zuvor so gut wie alle evangelisch getauften Kinder im Alter von 14 Jahren konfirmiert (insgesamt waren es 359 031 Konfirmanden); etwa 93 Prozent der im Berichtsjahr verstorbenen evangelischen Christen wurden von einem evangelischen Pfarrer bestattet. Zur *Taufe* wird in